

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 M., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauscher Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 13093. Sprechstunde: Donnerstags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die 6spaltige Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist 3.50 M. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 M. — Der Betrag ist im Voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die 14tägige Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseratenannahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Hofgebäude. Telefon: 2721.

Des Himmelfahrtstages wegen erscheint die nächste Nummer am Freitag, 21. Mai 1909.

Tageskalender.

Im Reichstag wurde das Viehschutengesetz in dritter Lesung gegen die Stimmen der Sozialdemokraten angenommen. Der Reichstag vertagte sich bis 15. Juni.

Nach den Mitteilungen der Kölnischen Zeitung hat Herr Bülow ein Mantelgesetz zur Reichsfinanzreform in Aussicht gestellt.

Die Konservativen unterbreiteten gestern der Finanzkommission einen neuen Steuerentwurf, der Immobilien und Wertzuwachs treffen soll.

Der Zar begnadigte die Weiben von Port Arthur, Stössel und Nebogatow.

Die Erbschaftsteuern.

* Leipzig, 19. Mai.

Herr Sydow hatte, als er die „Finanzreform“ entwarf, den Ehrgeiz, originell zu sein; deshalb verfiel er auf die schönen Pläne einer Elektrizitätssteuer und einer Inzeratensteuer. Indessen wußten die Herren von der Großindustrie und der Hochfinanz diese Genialität nicht zu würdigen. Vor uns liegt die „Denkschrift zu dem Gesetzentwurf über die Besteuerung von Elektrizität und Gas“, herausgegeben vom „Steuerausschuß der deutschen Elektrizitäts- und Gasinteressenten“ und bearbeitet von Dr. R. Bärner und Dr. S. Luz. Eine gediegene Arbeit, in der der ganze Blödsinn der Sydowschen Pläne dargelegt wird. Indessen haben diese Interessenten das Geld für die Herausgabe des Bandes — einen schönen Bagen mag es gekostet haben — wohl schon bereit, denn ehe noch das Buch erschien, war die Steuer schon gefallen. Und das war vorauszu sehen. Es genügt ja wohl, wenn die Vertreter der Riesenwerke und der Großbanken den Ministern erklären, die Sache paßt uns nicht. Auch mit der Inzeratensteuer ging es ähnlich. Sie bedrohte vor allem die großen Annoncenblätter und gegen die Großhändler mit Reklame und Sensation kommen Minister und Abgeordnete nicht auf. Deshalb wurde auch dieses Projekt mit erstaunlicher Geschwindigkeit in den Papierkorb spebiert.

Nicht, daß wir das bedauern! Beide Projekte waren wirklich miserabel und im höchsten Grade rückständig. Wir erwähnen diese Vorgänge nur, weil die glatte Erledigung mit so herzerfreudender Deutlichkeit zeigt, wie das Großkapital seine politische Herrschaft dokumentiert. Steuern, die das Interesse einflussreicher Gruppen bedrohen, werden zu Fall gebracht. mit einer Selbstverständlichkeit, die den Aneingeweihten verblüfft.

Nachdem nun derart Herr Sydow die genialen Muden ausgetrieben sind und ihm der Auftrag wurde, Ersatzsteuern zu schaffen, griff er zu dem bewährten Mittel, die Steuern auf den Massenkonsum zu erhöhen und neue einzuführen. Wie das Berliner Tageblatt mitteilt, hat am Montag der Präsident des Reichstags im Senatskonvent ausgeplaudert, was kommen soll: „Wir wissen doch alle, daß es sich um eine Streichholzsteuer und einen erhöhten Kaffeezoll handeln soll.“

Für die Streichholzsteuer haben sich die Anhänger indirekter Steuern von jeher begeistert. Sie ist ja auch gar zu verlockend. Entziehen kann sich ihr niemand, denn daß der Kulturmann sich wieder zum Schwamm und Feuerstein greift, ist ja wohl ausgeschlossen, selbst wenn der Preis der Streichhölzer durch die Steuer auf ein Bielschades erhöht wird. Was freilich die Ergiebigkeit der Steuer angeht, so hat man sich doch ganz bedeutend getäuscht. Frankreich hat bekanntlich das Streichholzmonopol eingeführt. Der Preis der Zündhölzer ist unerschämte hoch, denn eine Schachtel sogenannter schwedischer Zündhölzer mit 75 Stück, die nie brennen und eine wahre Versicherung gegen Feuergefahr bilden, kostet 10 Centimes, während sie in Deutschland einen Pfennig kostet. Höher kann man die Abgabe kaum schrauben. Trotzdem ist der Reinertrag des Monopols sehr gering: 25 Mill. Frank im Jahre. In Rußland besteht eine Banderolesteuer, und zwar eine sehr hohe; denn für die Schachtel mit 75 Stück wird eine halbe Kopeke Steuer entrichtet, also so viel, wie in Deutschland die Ware im Detailhandel kostet. Der Bruttoertrag der Steuer ist 15 bis 16 Mill. Rubel. Auch in andern Staaten — Spanien, Portugal, Italien, Griechenland, Serbien und Rumänien — die Monopole oder Steuern eingeführt haben, ist der Ertrag sehr gering. Dafür gehört die Steuer zu den bestgehagten, und das mit Recht. Vor allem hat sie zur Folge, daß man an den Zündhölzern spart, was meistens in der Weise geschieht, daß man zu den billigen Sorten greift, die schlecht brennen und entsetzlich schlecht riechen. Der Kerger der Steuerzahler macht sich dann in der Weise Luft, daß man zu allerhand Mitteln greift, um der Steuer zu entgehen. In Paris z. B. kann man in Arbeiterkreisen vielfach dem „Monsieur Boudignet“ (Spottname für Napoleon III.) begegnen. Das ist ein Figürchen aus Blech, das eine Karikatur des Imperators

darstellt. Es wird mit Del gefüllt, im Munde hält es einen brennenden Docht, an dem man seine Zigarette anzündet. So ein Napeoleum sinkt zwar auch, aber man freut sich trotzdem über ihn, weil er der einzige der Napoleontiden ist, der dem französischen Volke wirklich nützt. Daß diese Zündholzsteuer eine im höchsten Grade ungerechte und kulturwidrige Belastung der Bevölkerung ist, kann keinem Zweifel unterliegen.

Das gleiche gilt vom Kaffeezoll. Schon jetzt ist dieser Zoll sehr hoch: 40 Pfg. pro Kilogramm, das sind 40 bis 52 Prozent des Engrospreises. Der Ertrag des Zolles schwankte in den letzten zehn Jahren zwischen 65 und 75 Millionen Mark, und die Belastung der Bevölkerung durch diesen Zoll beträgt zwischen 115 bis 124 Pfg. pro Kopf und Jahr. Das ist auf die durchschnittliche Arbeiterfamilie berechnet eine Belastung von 5.18 bis 5.58 M. pro Jahr.

Nun gibt es schlaue Steuertheoretiker, die den Kaffeezoll als „Luxuszoll“ hinstellen wollen. Doch ist das offenbar eine dummdreiste Entstellung der Tatsache. Kaffee ist in Deutschland Gegenstand des Massenkonsums im weitesten Sinne des Wortes geworden. Daß er kein Nahrungsmittel ist, macht die Sache nur noch schlimmer: dieser Massenkonsum ist eine Folge und ein Zeichen der Unterernährung. Nicht darum schleppt der Fabrikarbeiter und die Näherin die Blechtanne mit sogenanntem Kaffee mit zur Arbeitsstätte, weil sie sich an diesem „Luxusmittel“ gütlich tun; sondern weil der heiße Kaffee ein Mittel ist, dem knurrenden Magen, dem keine nahrhafte Speise zugeführt wird, zu täuschen. Weil die Lebensmittel durch die Brotwucherpolitik verteuert werden, greift die Bevölkerung zu Surrogaten und Stimulantien, unter anderem zum Kaffee. Deshalb ist der Plan einer Erhöhung der Kaffeesteuer eine Nichtswürdigkeit.

Es ist auch eine Dummheit insofern, als dadurch die Handelsbeziehungen Deutschlands zu einer Anzahl Staaten verschlechtert werden. Die Staaten, die Kaffee ausführen, befürchten mit Recht einen Rückgang der Ausfuhr nach Deutschland infolge der Zollerhöhung und zum Teil auch einen Druck auf die Preise bei ungünstiger Konjunktur. Kein Wunder daher, wenn sie die erste Gelegenheit ergreifen, um mit Repressalien gegen deutsche Waren vorzugehen, um so mehr, als für diese Staaten die Kaffeerausfuhr die Grundlage des Handels ist. Es sind dies vor allem Brasilien, Venezuela und Kolumbien, ferner die zentralamerikanischen Staaten Guatemala, Mexiko, Nicaragua, Costa Rica, Salvador und Honduras, dann Niederländisch-Indien. Diese südamerikanischen und zentralamerikanischen Staaten machen eine rasche wirtschaftliche Entwicklung durch und haben gerade deshalb einen rapid steigenden Bedarf an Industriewaren. Ihr durch die

Seuilleton.

Das Herz.

Roman von Peter Egge.

32] Nachdruck verboten.

12.

Anfang Februar im Jahre darauf sagte Ellert Stange eines Tages zu seiner Frau, indem er von Tische aufstand: „Heute abend verreise ich auf zwei Wochen.“

„Wohin gehst du?“

„Nach Mentone,“ antwortete er und ging in das Wohnzimmer.

Sie verlangte nicht mehr zu wissen. Er hatte ihr im Herbst auf ihre direkte Frage gesagt, daß die Fremde in Mentone wohne.

— Er blieb nicht zwei Wochen fort, sondern zwei Monate. Kurz bevor er heimkehrte, las sie in den Zeitungen der Stadt die Anzeige von ihrem Tode. Sie war unterzeichnet: „Ihre Geschwister.“

An einem Aprilnachmittag, kurz bevor die Dämmerung hereinbrach, kam er. Kirsten hatte einen Spaziergang gemacht und wollte gerade die Treppe hinauf in das Haus gehen, als sie sah, daß Ellert um die nächste Ecke gehend kam. Eine Anmeldung, daß er kommen würde, hatte sie nicht erhalten. Vielleicht wußte man im Kontor Bescheid, aber sie hatte nicht fragen wollen.

Sie ging schnell hinein und warf den Mantel ab. Sie setzte sich an den Flügel und beugte sich über ein Notenheft. Ein wenig gespannt war sie ja. Ein jeder seiner Schritte auf dem Vorplatz, während er ablegte, wirkte in ihr wie Ketten Stöße. Es währte so lange, bis er fertig war. Aber als er eintrat, fiel es ihr auf, daß er schneller kam als sonst.

„Guten Tag!“
„Guten Tag, Ellert!“
Er schlenderte durch das Zimmer.

„Wie geht es denn hier zu Hause?“

„Den Jungen geht es gut.“

„Wo sind sie?“

„Mit dem Mädchen ausgegangen. Ich erwarte sie jeden Augenblick zurück.“

Er fuhr fort, zu gehen. Zum erstenmal in seinem Leben sah sie, daß es ihm ein wenig schwer wurde, seine Hände unterzubringen. Er steckte sie einen Augenblick in die Hosentaschen, ließ sie dann an den Seiten herabhängen und legte sie endlich zusammen auf den Rücken. Seinen Gang hemmte er aber nicht.

„Wilst du ein wenig essen?“

„Nein, ich danke.“

Sie fand, daß er müde und angegriffen, beinahe struppig aussah. Sie wartete darauf, daß er auf sein Zimmer hinauf oder hinunter in das Kontor gehen würde. Es war gegen seine Gewohnheit, über das Notwendigste hinaus mit ihr unter vier Augen zu bleiben.

Die Dämmerung kam zu den Fenstern herein und schlich an den Wänden entlang bis in die Winkel und Ecken, wo sie sich sammelte. Aber als diese angefüllt waren, drang sie auch mitten ins Zimmer ein.

Sie sah, daß er etwas von dem Kampf, dessen Zeuge er da unten in Mentone gewesen war, mit nach Hause gebracht hatte. Sie konnte sein Gesicht nur undeutlich erkennen, während er, die Ellenbogen auf die Knie gestützt, dasah. Es lag eine Schwere in der Stellung. Aber ihre Wunden und angespannten Nerven konnten spüren, daß er nicht ruhte.

„Wo ist das Kind, Ellert?“

Er schwieg so lange, daß sie schon aufgegeben hatte, eine Antwort zu erhalten, als er sagte:

„Das Kind . . . das ist bei den Pächterleuten. — Ich schrieb ihnen . . . von Mentone aus. — Sie gingen darauf ein, es zu sich zu nehmen . . . bis auf weiteres.“

„Ist es gleich dahin gebracht worden?“

„Ja.“

„Wer war dir auf der Rückreise behilflich?“

„Eine Dame . . . eine schwedische Dame . . . ganz von Mentone her.“

Es entstand ein langes Schweigen. Sie konnte nicht mehr still sitzen. Sie mußte vom Stuhl aufstehen und an das Fenster treten. Das Notenheft hatte sie mitgenommen. Aber sie sah hinaus.

Die Aprilsonne hatte vor einigen Stunden den Schnee und das Eis geschmolzen und hatte mit Frühlingserwärmungen gegähert und gelächelt. Jetzt war sie fort. Die Winterkälte waren wieder hervorgetreten und hatten Wasserlachen und Tropfenfälle erstarrt gemacht. Es lag eine Haut über dem Himmel, spröde und hellgrau, wie das dünne, neue Eis über den Rinnsteinen.

„Kirsten,“ Klang es finster und leise von tief drinnen im Zimmer her, wo er saß.

Sie wandte sich nach ihm um.

„. . . Ich bin ein bester Mann; aber ich kann mich nicht ergeben — ich habe mich selbst erforscht — ich kann es nicht.“

Sie lauschte gespannt. Sie hörte etwas Neues in ihm. „Du erhältst meine Hand nicht vor dem Tode, wo mein Herz sie dir reicht, — sie dir reichen m u ß.“

„Nein, nein,“ lautete ihre Antwort. „Ich bitte dich, auch nicht eher darum.“

„Ich weiß, daß du mir nie hast wehe tun wollen.“

„Nein, das habe ich nie gewollt.“

„Aber ich habe dir wehe tun wollen.“

„Das habe ich gefühlt, Ellert. Und das hat mich mehr geschmerzt als alles andre.“

„Ich werde dir auch in Zukunft vielleicht noch wehe tun.“ Nach einer Weile fügte er, beinahe flüsternd, hinzu:

„Es ist nicht sicher, daß du mit deiner Hand bereit dastehst, wenn ich dir einmal im Laufe der Zeit die meine reiche.“

Sie starrte mit großen Augen hinüber, dort, wo er saß. Sie hörte den Notzfrei, der von ihm kam.

„Gott sei Lob und Dank, daß du reden kannst.“

Wehr wurde nicht gesagt.

Aber drücken auf dem Vorplatz erscholl ein Gepolter.

Es waren die Jungen, die nach Hause kamen,

(Fortsetzung folgt.)